

Dieser Ansatz vermag die Arbeit gewissermaßen über eine große Strecke hinweg metonymisch zu tragen, das Quellenmaterial zu ordnen: „objektiv-wissenschaftliche“ professorale Misogynie à la Möbius; ausführlichst dokumentierte Spottverse gegen studierende Frauen, mit denen sich die Mediziner – scheinbar nahe am Körper und seinen Empfindungen – kraß hervortaten; umfänglich zitierte Kommerslieder, die auf sexuelle Gewalt als Kavaliersdelikt „anspielen“.

Immanent problematisch ist, daß die Universität als Arbeitsplatz der Studentin ohne weiteres Eingehen auf die Bedeutung des Unterschieds zwischen Lohnarbeit und akademischer Ausbildung begriffen wird, vor allem ohne auf die seit der Studentenbewegung und der Neuen Frauenbewegung bereits geleistete theoretische Problematisierung der entfremdeten universitären Ausbildung und des Arbeitsbegriffs zumindest hinzuweisen. Wo im interdisziplinären Zugang die Historie gewissermaßen nur *faute de mieux* zum Zug kommen darf und nicht als eigenberechtigte und eigengesetzliche Möglichkeit der Erkenntnis, mag es auch unterlaufen, daß die ohnehin nicht sehr umfangreiche Literatur zur österreichischen Universitätsgeschichte samt der von Frauen eingebrachten kritischen Diskussionsbeiträge der Aufmerksamkeit entgeht. So werden allgemein getroffene historische wie aktuelle bildungspolitische Schlußfolgerungen fraglich: daß das Recht auf Arbeit und das Recht auf Bildung im 19. Jahrhundert „klassenübergreifende Frauenkampfthemen“ (...) gewesen wären; daß es „zur Koedukation nur eine subversive Alternative“ (...) gäbe.

Margit Brunner ist mit ihrer sehr ambitionierten Arbeit an die Grenzen der Sprache gegangen, denn Gewalt und Sexualität sind sprachlos. Nahe an essentialistischen Positionen wie der von Catharine Mac Kinnon und im Bewußtsein des feministischen Einheitssubjekts läuft sie allerdings Gefahr, eher zu demonstrieren als zu analysieren, daß das Imaginäre – die durch Ähnlichkeit, den Blick und den Wunsch nach Vollständigkeit strukturierte Beziehung – die Phallokratie stützt. Zu wünschen wäre eine sorgfältige Betreuung nicht zuletzt durch ihren Verlag gewesen: hinsichtlich des Bildmaterials; hinsichtlich des leibhaftigen Ibn Sina, der nicht als „die arabische Ärztin Avicenna“ (...) hätte durchgehen dürfen.

Neda Bei, Wien

Katrina Bachinger, Ingrid Bennewitz, Gabriele Blaikner-Hohenwart u. Gertrud Steiner Hg., **Feministische Wissenschaft. Methoden und Perspektiven.** (= Beiträge zur 2. Frauenringvorlesung) Stuttgart: Akademischer Verlag Hans-Dieter Heinz 1990, 235 S., öS 296,40/DM 38,00, ISBN 3-88099-2479.

Einer Besprechung der Dokumentation der Beiträge zur obengenannten Ringvorlesung ist unbedingt vorzuschicken, daß ihr jedenfalls ein Problem anhaftet: Sie muß ohne Kenntnis der Diskussionen zu den einzelnen Vorträgen wie zur abschließenden Gesamtdiskussion auskommen. Es ist also anzunehmen, daß ein Gutteil an Fragen und diskussionswürdigen Punkten, die bei der Lektüre auftauchen, bereits in

der Lehrveranstaltung zur Sprache kamen. Möglicherweise ist es aber auch durchaus von Vorteil, daß ich mich damit in derselben Situation befinde, wie die meisten der hoffentlich zahlreichen Leser/innen.

Aus der Entfernung auf Mutmaßungen bezüglich des Zustandekommens der Themenauswahl angewiesen, fällt zunächst einmal die starke Repräsentanz literaturwissenschaftlich/soziolinguistischer Fragestellungen und bei den historischen Beiträgen die Bestätigung eines für die letzten Jahre generell registrierbaren Trends zu einer zeiträumlichen Interessenskonzentration auf Mittelalter und NS-Zeit auf. Die im Vorwort getroffene Feststellung, wonach es sich bei den einzelnen Vorträgen um „scheinbar inkohärente“ Beiträge verschiedener Fachdisziplinen handle, interpretiere ich als implizite Aufforderung, erkenntnisbestimmende Gemeinsamkeiten über das dezidiert Angebotene hinaus dem persönlichen Zugang entsprechend wahrzunehmen. Genau darin liegt aber wohl auch die Schwierigkeit, zu einer annähernd gleichgewichtigen Würdigung der Beiträge im Rahmen einer Rezension zu gelangen: Sie ist wohl zwangsläufig massiv von Faktoren wie prinzipielle Vergleichbarkeit, persönliche Fachnähe, höchst individuelle Einschätzung des „Neuigkeitswertes“ und der Originalität, nicht zuletzt auch von Präferenz für die eine oder andere Position bestimmt. Ein Ausweg erscheint mir daher darin zu bestehen, vor allem auf jene Beiträge näher einzugehen, die für mich entweder „Neuland“ erschließen oder aber mich besonders beschäftigten.

Jedenfalls sei aber zumindest festgehalten, daß sich Lektüre, die letztendlich in eine Besprechung münden soll, gerade im Falle von Sammelbänden von sonstigem (glücklicherweise) unbefangenerem Lesen unterscheidet, vor allem hinsichtlich des Drucks, die Barriere fachlich entfernter liegender Thematik zu überwinden. So bereitete es mir z.B. Schwierigkeit, die zweifellos informativen (und vor allem zum Nachschlagen bestens geeigneten) Beiträge Katrina Bachingers über feministische Netzwerke in Kanada und Barbara Wichas über Wahlsysteme und politische Repräsentanz von Frauen in den einzelnen europäischen Ländern tatsächlich so ohne weiteres mit den übrigen Vorträgen in Zusammenhang zu bringen, da es zu beiden keine thematischen und methodischen Pendanten gibt. Erfahrungsgemäß geht aber der damit entstehende Charakter von „Spezialkapiteln“ zumeist zu Lasten der Aufmerksamkeit, sofern nicht spezielles Informationsinteresse zum Nachlesen animiert. Ähnliches gilt für Rosita Scherjve-Ründlers Ausführungen über Sprachanpassung von Frauen in Minderheitensituationen, die meines Erachtens schon deshalb eine ausführlichere Diskussion verdient, weil sie zunächst implizit den Vorwurf der ausgeprägten Assimilationsbereitschaft und damit der Übernahme weitgehend systemstabilisierender Rollen von Frauen zu bestätigen scheinen. Dieser Eindruck korrespondiert zwar dem Gehalt nach mit den an anderer Stelle (siehe unten) zitierten Interviewaussagen zur NS-Zeit, die Problematik als solche wird dann jedoch im Rahmen der übrigen theoretisch/methodischen Auseinandersetzung nicht mitreflektiert, womit ein ebenso brisanter wie für die Anfälligkeit gegenüber politischen Rückschlägen mitverantwortlicher Aspekt im gesellschaftlichen Emanzipationsprozeß zwangsläufig unterbelichtet bleibt.

Möglicherweise resultiert der Eindruck dieses Separatstehens auch aus der besseren Vergleichbarkeit und größeren Geschlossenheit der übrigen Beiträge. Befürchtungen hinsichtlich einer eventuell schwierigeren Zugänglichkeit literaturwissenschaftlicher Beiträge aufgrund fehlender Fachnähe erwiesen sich insbesondere bei der Vorstellung möglicher Rezeption und Lesarten der Werke Heinrich von Kleists (vor allem der Novelle „Die Marquise von O ...“) durch Christa Gürtler und Sigrid Bortenschlager erfreulicherweise als unbegründet. In ihrer Präsentation wird Kleist, dessen androgyne Züge den Regisseur Hans Neuenfels gleichermaßen faszinierten wie Christa Wolf, gleichsam in Personalunion als Tabubewahrer in der konkreten Benennung von Sexualität und als Tabubrecher in der literarischen Darstellung von Inzestphantasien sichtbar, der weiblicher und männlicher Befindlichkeit in einer Phase gesellschaftlichen Umbruchs (normative Festlegung bürgerlicher Rollenkonzeption) erzählend Ausdruck verleiht. Der Beitrag darf meines Erachtens als Vorschlag verstanden werden, die Werke Kleists auch als literarische Umsetzung männlicher Phobien hinsichtlich der Bedrohung väterlicher Autorität durch weibliche Sexualität und männlicher Abwehrreflexe in Form repressiver Normierung weiblicher Sexualmoral zu deuten. Durch die geschickte Abfolge von Textbeispielen, inhaltlicher Information und interpretativer Annäherung bleibt die Lektüre auch ohne intime Kenntnis der Werke Kleists anregend und zu explorativer Beschäftigung einladend.

Vergleichsweise größere Probleme wirft hingegen – zumindest für mich persönlich – Gabriele Blaikner-Hohenwarts Auseinandersetzung mit Marguerite Yourcenar auf, wenngleich diese zugegebenermaßen eher „ideologischer“ Natur sind und sich keinesfalls auf die Form der Darstellung oder die innerhalb einer bestimmten Sichtweise durchaus konsistente Argumentation beziehen. Schon die im Titel enthaltene, in feministischer Sprachregelung als bewußt provokant zu verstehende Fragestellung „Ein Schriftsteller?“ macht klar, daß hier keine Gefälligkeitsadresse von Frau zu Frau geplant ist, obgleich der Beitrag spürbar vom Bemühen getragen wird, den biographischen Besonderheiten und der literarischen Ausdrucksform Yourcenars die entsprechende Würdigung zukommen zu lassen, insbesondere aber Kennzeichen für ein weibliches Schreiben bei einer Literatin sichtbar zu machen, die in der Tradition französischer Literaturrezeption nicht der *écriture féminine* zuzuordnen ist. Mein eher prinzipielles Unbehagen bezieht sich daher auch nicht auf die Analyse Yourcenar'schen Schreibens, sondern auf das für mich generell schwer nachvollziehbare Anliegen, die Arbeiten von Frauen – gleichgültig ob wissenschaftlich oder literarisch – notwendig einer Richtung, einer Gattung oder einer Schule zuordnen zu sollen. Würde nicht gerade im Gegenteil die Respektierung des sich einer vordergründigen Einordnung Entziehens das Spektrum und damit die Repräsentativität weiblicher Denk- und Ausdrucksformen erweitern? Sollen ausgerechnet Frauen, traditionell mit dem Zwang konfrontiert, in verschiedenste Bilder „hineinzupassen“, gleichsam nur die Rahmen wechselnd, von neuem Signale ihrer Einordnungsbereitschaft aussenden? Möglicherweise besteht gerade in der selbst-distanzierten, manchmal spröden und zeitweise auch durchaus irritierenden (literarisch jeden-

falls unbestritten hochstehenden) Schreibweise Yourcenars das zur ungeteilten Beschäftigung zwingende Element. Meines Erachtens erlaubt nicht einmal ihre Wahl (als erste Frau) in die *Académie Française* ein verbindliches Urteil über ihr weibliches Bewußtsein/Nichtbewußtsein, noch dazu, wo wir kaum wirklich wissen können, inwieweit diese Ehrung tatsächlich von persönlicher Wichtigkeit für sie war, und sie zudem in ihrer Antrittsrede symbolisch hinter jene Frauen zurücktritt, denen ihrer Meinung nach die Aufnahme gleichfalls längst zustünde. Asketische Verweigerung äußerer Zeichen von (männlicher) Anerkennung stellt per se jedenfalls nicht notwendig eine Manifestation feministischen Bewußtseins dar, wohl jedoch der relativierende Umgang mit ihnen.

Um es nochmals zu betonen: Das ausführlichere Eingehen auf den Beitrag Gabriele Blaikner-Hohenwarts beruht nicht auf einem Anzweifeln ihrer legitim kritischen Würdigung des Yourcenar'schen Werkes, sondern auf dem Umstand, daß gerade ihr Beitrag zu einem Kristallisationspunkt für mich nicht gelöster Fragen wurde (vielleicht die positivst mögliche Reaktion auf einen Text).

Einen eindrucksvollen historischen Beitrag liefern Ingrid Bauer und Helga Embacher mit ihrer auf lebensgeschichtlichen Interviews basierenden, sozial-psychologischen Analyse zweier Frauenleben während der NS-Diktatur mit den sich bis heute durchziehenden Spuren damaliger Erfahrungen. Glücklicher Zufall und/oder glückliche Hand bescherte den Autorinnen zwei ihren ursprünglichen Lebensverhältnissen und ihrer beruflichen Ausbildung nach gar nicht so unterschiedliche Gesprächspartnerinnen, die sich nicht einmal ihrer vordergründig „unpolitischen“ Einstellung nach besonders voneinander abheben; beide in gewissem Sinne „Opfer“, beide (die „hundertprozentige“ Nationalsozialistin wie die emigrierte Jüdin) mit retrospektiv erstaunlich geringer Erschütterung ihres Welt- bzw. Rollenbildes. Ihre Interviewerinnen demonstrieren den eigentlichen Wert lebensgeschichtlicher Erinnerungen: Ihr Kommentar dient nicht der eigenen Positionsabklärung, sondern ausschließlich der Informationsverstärkung, sie merken an, ohne zu moralisieren, und sie mutieren im Laufe der Inhaltsanalyse nicht von Forscherinnen zu Geschworenen – ein ermutigendes Anwendungsbeispiel für eine Methode also, bei der die möglichen Fallstricke für die Interviewenden wesentlich zahlreicher sind als für die Interviewten.

Am unmittelbarsten vergleichbar, weil auch explizit am stärksten auf den derzeitigen Stand der Theoriediskussion Bezug nehmend, präsentieren sich die Beiträge von Ingrid Bennewitz, Doris Gödl und Ulrike Körbitz. Vor allem bei den Ausführungen von Ingrid Bennewitz scheinen mir aus – zugegeben subjektiver Sicht – ihre wohl eher als einleitende Rahmenabsteckung gedachten Überlegungen zur Diskurspraxis in der BRD und in Österreich, u.a. hinsichtlich der Aussparungen vom allgemeinen Diskussionsinteresse her, fast noch relevanter als ihr eigentliches (Anlaß)Thema. Bei mir haften geblieben sind insbesondere drei von ihr angesprochene Punkte: Das Fehlen einer selbstreflexionsfördernden und daher offenbar durchaus heilsamen Erfahrung der Zurückweisbarkeit des Anspruchs auf gleichsam universelle Gültigkeit einer bestimmten feministischen Tradition (im konkreten Fall weiß/eurozentrisch/westlich) analog den anglo-amerikanischen Ländern, die geringe Bereit-

schaft zur (arbeiterleichternden) Anerkennung immanenter Gemeinsamkeiten mit anderen ideologiekritischen Ansätzen und ihr berechtigter Hinweis auf die Gefahr neuer Mythenbildung im Zuge der ursprünglich intendierten Entmythologisierung bei der Deutung historischer Prozesse (Matriarchatsdebatte, Deutung des Hexenbildes). Im Beitrag lediglich kritisch angemerkt, scheint mir die disparate Entwicklung von feministischer Theorie und Wissenschaft (mit ihren zumindest an der Publikationsflut meßbaren Erfolgen) und konkreter politischer Praxis (mit ihren eher geringen zählbaren Erfolgen und ihrer ständigen Gefährdung durch reaktionäre Pendelausschläge) der Anlaß zur eingemahnten Selbstreflexion zu sein: Die Stagnation feministischer Politik korrespondiert meines Erachtens nach mehr als auffällig mit einer deutlichen Präferenz für einige (wenige) Themenschwerpunkte innerhalb der frauenspezifischen Forschung. Der Zusammenhang zwischen der von Ingrid Bennewitz naheliegenderweise konstatierten Arbeitsintensität des Auswertens konkreter Quellenbestände und dem eindeutigen Attraktivitätsverlust von Fragestellungen wie der nach konkreter Alltagsrekonstruktion, nach der sozioökonomischen Bedingtheit weiblicher Arbeits-, Familien- und Lebensorganisation, ist kaum zu übersehen, die damit abnehmende Relevanz feministischer Wissensproduktion für konkrete Frauenpolitik und konkrete Alltagsbewältigung freilich auch nicht.

Angesichts der allgemein unterstrichenen Bandbreite heterogener bis divergierender feministischer Ansätze stellt sich die von Ulrike Körbitz eingestandene „Irritation“ – beispielhaft dargestellt anhand eines ganz konkreten Verständigungsproblems über die existentielle Bedeutung der Geschlechterdifferenz in einer Projektgruppe – auch durchaus nicht als rein situationsbedingte Einzelbefindlichkeit dar. Sie spiegelt letztendlich nur die von vielen gemachte Erfahrung der eigenen Ambivalenz zwischen dem Wunsch nach bewußter Sichtbarmachung von Ideologisierung- und Harmonisierungstendenzen gegenüber faktischer Ungleichheit und dem Wunsch nach Kontrolle (Körbitz) über unangenehme Realitäten. Für mich kristallisierten sich bei der Lektüre jedenfalls zumindest zwei Ansprüche als möglicher kleinster gemeinsamer Nenner feministischer Forschungsstrategie heraus: Die Absicht, Unbewußtes bewußt werden zu lassen (in Anlehnung an Emma Goldman) und die Definition feministischer Kritik (nach Gabriella Bonacchi) als „Interesse an Einmischung in bis dato männliche Sphären“ (meines Erachtens nicht nur „ordentlichen“ Denkens).

Der vergleichsweise eher knapp gehaltene Text von Doris Gödl wirft weniger diskussionswürdige Fragen auf, wobei vor allem die als komplementär beschriebenen Formen der Wissensaneignung/Erkenntnisgewinnung, die eine Polarisierung von „weiblicher“ und „männlicher“ Wissenschaft als logische Konsequenz erscheinen lassen, bei ihr den Ansatzpunkt feministischer Kritik bestimmen: In einem notwendigen ersten Schritt bestünde sie demnach in der „Entlarvung“ und Zurückweisung des historisch gewachsenen Totalitätsanspruchs männlicher Denkweisen. So nachvollziehbar mir diese Überlegung im Prinzip scheint, so wenig erspart sie mir allerdings in der Folge Probleme mit einigen Grundannahmen bzw. Ableitungen. Schon die Ausgangsthese, wonach „die Frau schon von Beginn an aus dem wissenschaftlichen

Erkenntnisprozeß ausgeschlossen war ...", kann meines Erachtens nicht so stehen bleiben, die Ausgrenzung wird eher an bestimmten Schnittstellen der Institutionalisierung begünstigt – ein durchaus analoger Prozeß übrigens zu den Übergängen von Basis- bzw. Massenbewegungen zu institutionalisierten Formen der Politik –; also überall dort, wo formalrechtliche Beschränkungen konstitutiv bzw. selektiv wirksam werden (können). Jede pauschalierende Annahme stützt demgegenüber eine Argumentation, wie wir sie aus der jüngsten Postfeminismusdebatte kennen. Die schlußfolgernde Forderung des Beitrags, feministische Wissenschaft als „radikale Parteinahme“ zu sehen, ist als persönliche Positionsbestimmung legitim, nicht verschwiegen sollte allerdings werden, daß sie Gegenstand einer äußerst kontroversiell geführten Diskussion war und ist (vgl. Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, 11, 1984). Ohne – noch dazu in Unkenntnis der Diskussion – die abschließende, doch etwas abschätzige Qualifizierung von Frauen, die „sich primär dem patriarchalen Machtgefüge Universität verpflichtet fühlen“ (aus dem Kontext dürfte es sich dabei um jene handeln, die unter Umständen Probleme mit der radikalen Parteinahme haben), besonders dramatisch zu sehen (schon nur zeitweilige Probleme mit dem „Machtgefüge“ reichen vollauf, damit keine sich hier wirklich betroffen fühlt), stellt sich mir nicht nur in Zusammenhang mit diesem Beitrag doch die Frage, warum eigentlich niemals das prinzipielle Spannungsverhältnis zwischen geforderter fundamentaler Kritik (= Infragestellung) einer Institution (Universität) und gleichzeitiger persönlicher Existenzsicherung durch sie thematisiert wird.

Bewußt an den Schluß der Rezension gestellt seien die beiden Texte, die vor allem die Lust am Entdecken weiblicher Präsenz in der Geschichte über Selbstzeugnisse, Beschreibungen, Bilder und Mythen (Gertraud Steiner) vermitteln. Brigitte Mazohl-Walnig beschreibt, ein wesentliches Postulat an feministische Forschung einlösend, nämlich jenes nach Offenlegung der Entstehungsbedingungen eines Textes, eine schrittweise nachvollziehbare Darstellung des Arbeitsprozesses, ihre Annäherung an schriftliche Zeugnisse weiblichen Selbstbehauptungswillens und ihre Verstärkung durch scheinbar nicht mit ihnen in Zusammenhang stehende Bilder am Ort dieser Begegnung. Wenn Brigitte Mazohl-Walnig einmal ihre Trauer darüber ausspricht, daß die vier Jahrhunderte, die zwischen ihr (uns) und den beiden Autorinnen liegen, sie (uns) immer noch mit ihnen verbinden, so nimmt beim Lesen das eigentlich Aufklärungsbedürftige an einer augenscheinlich zweifelsfrei für allgemein gehaltenen männlichen Wissenschaftsdefinition beinahe unbeabsichtigt Konturen an. In Anbetracht der in diesem Beitrag exemplarisch dokumentierten langen Bildungs- und Schreibtradition von Frauen stellt sich mir vor allem die Frage nach den wirklich ursächlichen Gründen für den enormen Energieaufwand, dessen es zweifellos bedurfte, um die Zeugnisse und Dokumente weiblichen Denkens und weiblichen Anteils der Wissensproduktion derart effizient negieren, gezielt ausblenden und/oder unterdrücken zu können.

Bei aller Themenvielfalt scheint mir aber vor allem ein Aspekt zu kurz gekommen zu sein, und das wiederum aufgrund einer offensichtlich vorweg nicht abgestimmten Begrifflichkeit: Die mit diesem Band inten-

dierte Interdisziplinarität bleibt auf der Ebene des Nebeneinanderstellens von Beiträgen aus verschiedenen Fachdisziplinen, ohne daß in den einzelnen Themenbereichen auf andere als unmittelbar fachimmanente Erklärungspotentiale rekurriert würde. So gesehen, vermittelt der Band daher auch eher einen Eindruck vom Spektrum möglicher geschlechts-/rollenspezifischer Fragestellungen in den darin versammelten „Fächern“ und weniger den eines darüber hinausgehenden wissenschaftlichen/wissenschaftspolitischen Gesamtinteresses, das ausfindig zu machen den jeweiligen Vorinformationen und Vorstellungen der Leser/innen überlassen bleibt.

Birgit Bolognese-Leuchtenmüller, Wien